

## SAMMELBESPRECHUNGEN



### Wortreich drumherumgeredet: Systemtheorie ohne Wirklichkeitskontakt

JOHANNES WEYER

- BLECHER, MICHAEL, Zu einer Ethik der Selbstreferenz oder: Theorie als Compassion. Möglichkeiten einer Kritischen Theorie der Selbstreferenz von Gesellschaft und Recht, Berlin: Duncker & Humblot 1991, 245 S., br. DM 98,-
- FUCHS, PETER, Niklas Luhmann – beobachtet. Eine Einführung in die Systemtheorie, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 219 S., kt. DM 23,80
- KRAWIETZ, WERNER / WELKER, MICHAEL (Hrsg.), Kritik der Theorie sozialer Systeme. Auseinandersetzungen mit Luhmanns Hauptwerk, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, 386 S., kt. DM 24,-
- LUHMANN, NIKLAS, Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 220 S., kt. DM 23,80
- RUSCH, GEBHARD / SCHMIDT, SIEGFRIED J. (Hrsg.), Konstruktivismus: Geschichte und Anwendung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, 314 S., kt. DM 24,-
- SALDERN, MATTHIAS VON, Erziehungswissenschaft und Neue Systemtheorie, Berlin: Duncker & Humblot 1991, 299 S., br. DM 86,-

Diese Rezension ist ein Konstrukt, basierend auf subjektiven Wirklichkeitsperzeptionen, die der Rezensent für Bücher in seiner Umwelt hält. Die LeserInnen dieses Satzes sind somit BeobachterInnen zweiter Ordnung, die von der Einheit der Differenz von Rezension/Nicht-Rezension ausgehen, und der Rezensent muß damit rechnen, daß diese ihn darüber aufklären, daß er nicht sieht, was er nicht sehen kann. Dennoch ist dieses Konstrukt eine Rezension. Der Konstrukteur/Rezensent referiert wissenschaftliche Texte und beurteilt diese danach, ob sie wahrheitsfähige Hypothesen generieren, die auf Problemstellungen der sozialwissenschaftlichen Forschung bezogen werden können (und somit für wissenschaftliche Kommunikation anschlussfähig sind).

Ausgangspunkt der folgenden Betrachtungen über neuere Entwicklungen der Systemtheorie (in der Soziologie und einer Reihe von Nachbarwissenschaften) soll die Beobachtung sein, daß es zwei unterschiedliche Zugangsweisen zu dem Phänomen ‚System‘ gibt, die mit den Begriffen ‚Differenzierung‘ und ‚Emergenz‘ bezeichnet werden können. Der Differenzierungsansatz unterstellt die Exi-

stanz funktionaler Teilsysteme (Wirtschaft, Politik, Recht ...), also gesellschaftsweiter, wechselseitig exklusiver Kommunikationszusammenhänge, die Kommunikation unter je spezifische Regeln stellen und somit eine eindeutige Zuordnung faktisch sich vollziehender Kommunikationen ermöglichen. Dieser Ansatz ist vor allem nach *Niklas Luhmann* entwickelt und ausgebreitet worden. Der Emergenzansatz geht hingegen von basalen Interaktions- bzw. Kommunikationsprozessen aus und fragt danach, wie aus unstrukturierten Situationen soziale Systeme, i.e. soziale Strukturen mit selbstregulierender Ordnung, entstehen. Dieser Ansatz wird vor allem von Autoren vertreten, die dem Programm des ‚Radikalen Konstruktivismus‘ zuzurechnen sind; er findet sich aber auch bei *Luhmann*. Neben der kryptisch-unkonventionellen, gewollt unverständlichen Sprache, die das Nachvollziehen und das Verständnis der neueren Systemtheorie erschwert, trägt die Tatsache, daß sowohl der Differenzierungs- als auch der Emergenz-Ansatz ihren Gegenstand als ‚System‘ bezeichnen, erheblich zur Verwirrung bei. Denn die Frage nach dem systematischen Zusammenhang von gesellschaftlichen Teilsystemen und selbstorganisierten (Mikro-)Systemen wird nur selten gestellt. Weder wird geklärt, ob Kommunikationen auf der Mikroebene grundsätzlich in teilsystemisch vordefinierten Bahnen ablaufen, noch wird untersucht, wie in basalen Interaktionsprozessen gesellschaftliche Makrophänomene, z.B. Teilsysteme, produziert, vor allem aber andauernd reproduziert werden.

*Peter Fuchs'* Einführung in die Systemtheorie mit dem Titel „Niklas Luhmann – beobachtet“ führt die Kernthesen der *Luhmannschen* Systemtheorie auf eine besonders anschauliche Weise vor; denn der Autor unternimmt den Versuch, die Systemtheorie „in einer Art Simulation von Kommunikation durchzuspielen“ (8), indem er sie als Theaterstück inszeniert. Dieser – durchaus gelungene – Versuch der Popularisierung einer sperrigen Theorie enthüllt jedoch zugleich deren spezifische Schwächen. Konstruktionsprinzip des *Fuchsschen* Dramas ist die Kontrastierung von Lehrsätzen, die ein Meister der Systemtheorie in seinem Privatissimum doziert, mit lebensweltlichen Illustrationen, die sich durch das Auftreten von Kindern oder das Eintreten von Eheproblemen unter den dramatischen personae ergeben. Die Dauerwellen der zwölfjährigen Frieda (53) illustrieren beispielsweise den Begriff ‚Differenz‘, ein Schrebergarten (92) den Begriff der ‚Umwelt‘. Es irritiert jedoch, daß der lockere Gesprächskreis, in dem sich biologische Systeme zu einer Diskussion über Systemtheorie treffen, unter der Hand zu einem sozialen System wird (97), dessen handelnde Personen sogar Subsysteme bilden können (186) – was seinerseits als Beispiel für funktionale Differenzierung dargestellt wird. Liest man dann: „Kein Mensch kommuniziert“ (128), sondern „Kommunikation kommuniziert“ (129), so wird entweder die Funktion der lebensweltlichen Illustrationen oder die der Systemtheorie unklar. Das altbekannte Problem der (*Luhmannschen*) Systemtheorie tritt hier zutage: Jeder Versuch, ihre hochabstrakten theoretischen Behauptungen zu veranschaulichen, zwingt nicht nur zur extremen Trivialisierung, sondern auch zur Revision zentraler Prämissen (wie etwa der Behauptung, daß Menschen/Personen/Individuen/Akteure/leibhafte Subjekte nicht kommunizieren).

*Fuchs* weist in seiner Vorrede ausdrücklich darauf hin, daß nicht nur das Was, sondern auch das „Wie des Mitgeteilten“ (8) zu beurteilen sei. Nun: Aufschlußreich ist zweifellos die Tatsache, daß das soziale „System Privatissimum“ (187) von einem Patriarchen beherrscht wird, der seine Lehrsätze autoritär und unbeindruckt von kritischen Zwischenfragen verordnet; Einwände gegen die Systemtheorie werden zwar benannt („mir ist absolut unklar, was das alles mit Soziologie zu tun hat“, 57), nicht aber argumentativ-diskursiv verhandelt. Der Chef-Systemtheoretiker weicht ihnen vielmehr dadurch aus, daß er seine Zuhö-

rer zu stets neuen kategorial-definitiven Kraftakten veranlaßt, die das vorherige Problem so geringfügig erscheinen lassen, daß es getrost vergessen werden kann. Aufschlußreich ist auch die Behandlung des Empirikers, den interessiert, „was man mit all dem anfangen kann“ (144); die Antwort lautet: „Niemand ... kann Kommunikation direkt beobachten“ (152). Merkwürdig ist dann allerdings, daß die Systemtheorie sich zutraut zu beurteilen, ob „richtig“ oder „falsch“ (58) bzw. „unangemessen“ (63) beobachtet wird.

Dies verweist auf eine grundlegende Ambivalenz der Systemtheorie, die *Fuchs* von *Luhmann* übernommen hat: Auf der einen Seite glaubt sie, über eine adäquate Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu verfügen, die sich normativ-präskriptiv zur Korrektur fehlerhafter Kommunikation bzw. zur Warnung vor intersystemischen Grenzüberschreitungen verwenden läßt (197, 201). Auf der anderen Seite muß sie aber die Autonomie der Sozialsysteme respektieren, die keinerlei Möglichkeiten zur Gewichtung der Gültigkeit von Beobachtungen (59, 72) bzw. zur systemunabhängigen Beschreibung der Umwelt (91) zuläßt. Den fundamentalen Widerspruch zwischen realistisch-ontologischer Differenzierungstheorie und konstruktivistischer Autopoiesis-Konzeption verdeutlicht folgendes Zitat treffend: „Jedes System zerlegt die Welt, und in seiner Umwelt ... sind andere Systeme ...“ (94, Herv. J. W.).

Was *Fuchs* mit großer Deutlichkeit auf den Punkt bringt, findet sich in *Niklas Luhmanns* „Beobachtungen der Moderne“ – eine Sammlung zeitdiagnostischer Essays – nur sehr verstreut. *Luhmann* bekennt sich hier zu einer Theoriekonzeption, die er „Theorievariation“ nennt, da sie lediglich bestrebt sei, „unbestrittene Sachverhalte ... mit anderen Unterscheidungen anders zu beschreiben“ (19). Zu den Sachverhalten findet dieser Ansatz jedoch nicht zurück, denn *Luhmann* bewegt sich weitgehend in einem Meer von Paradoxien, die er entfaltet und durch begriffliche Unterscheidungen aufzulösen versucht (43). Daß dies nicht zu einem Verstehen von Welt (bzw. Gesellschaft) führt, mag bei *Luhmann* nicht überraschen; auffällig ist jedoch, wie offen er diese Unmöglichkeit eingesteht, wenn er etwa darauf verweist, daß über die Form der Paradoxie die Welt unbeobachtbar (89) und damit „die Verständlichkeit der Welt ... unverständlich“ (85) wird. Geradezu resignativ endet der Band mit der Hoffnung, daß die Gesellschaft lernen könnte, „die Unbeobachtbarkeit der Welt auszuhalten und Intransparenz produktiv werden“ (220) zu lassen.

Angesichts dieser skeptischen Töne verwundert die Selbstgewißheit, mit der *Luhmann* konkurrierende Theorien kritisiert. Insbesondere an Konzeptionen der Postmoderne bemängelt er, daß sie fundamentale Einsichten der Systemtheorie ignorierten wie beispielsweise die Tatsache, daß es keine einheitlichen Weltbeschreibungen mehr gäbe (42). Zudem bestehe eine Kontinuität der Moderne auf der strukturellen Ebene (dessen ist sich *Luhmann* gewiß); Diskontinuitäten könnten somit lediglich auf der semantischen Ebene entstehen (17f.). *Luhmann* demonstriert das Potential seiner Systemtheorie weniger im Bereich der Gesellschaftsanalyse als im Bereich der „Ideologiekritik“ (46): Ideologiekritik beobachte an den Kritisierten das, was diese nicht beobachten können (65), wohl wissend, daß jeder Versuch, Gesellschaft anders zu beschreiben (als bei *Luhmann* selbst), zwangsläufig „mißlingt“ (88, vgl. 58). Dies erinnert stark an die Diktion und den Argumentationsstil des orthodoxen Marxismus in den 70er Jahren: Ist die Theorie der Postmoderne erst einmal als semantisches Phänomen (ohne Korrelat in der Wirklichkeit) identifiziert, erübrigt sich die inhaltliche Auseinandersetzung. Soziologische Aufklärung à la *Luhmann* endet also in konfrontativer Ideologiekritik einerseits, im Ausweichen vor der Wirklichkeit und der Flucht auf den Beobachterposten andererseits, von dem aus man „wenigstens sehen kann,

daß man nicht sieht, was man nicht sieht“ (84) bzw. „nicht versteht, was man nicht versteht“ (90). Diese Paradoxie dient als Schwert und als Schild zugleich: als Schwert zur Diskreditierung von Konkurrenten und als Schild zum Schutz vor der Forderung nach konkreten Beiträgen zur Gesellschaftsanalyse.

Zweifel an der Leistungsfähigkeit der Luhmannschen Theorie sozialer Systeme sind Gegenstand des von Werner Krawietz und Michael Welker herausgegebenen Sammelbandes „Kritik der Theorie sozialer Systeme“; die Autoren sind hinsichtlich der Frage gespalten, ob sich die Systemtheorie immanent reform(ul)ieren (und damit für die Analyse realer gesellschaftlicher Strukturen produktiv machen) läßt oder durch einen Neuanfang überwunden werden muß. Aus der Perspektive der Rechtssoziologie kritisiert Krawietz insbesondere das kognitivistische Verständnis von Handlung, das dessen normative Prägung unterbelichtet und daher normative Kommunikation nicht erfasse (18f.). Die Ausklammerung der Organisationsebene betrachtet er – ähnlich wie Petra Werner – als ein weiteres „Theoriedefizit“ (21) der Luhmannschen Theorie, der er ferner mangelnden Kontakt mit der Wirklichkeit vorhält (263). Ob Krawietz damit den Rahmen der immanenten Kritik (11) nicht bereits verlassen hat, mag dahingestellt bleiben. Die Beiträge des Sammelbandes, die von Erziehungs-, Rechts-, Religions- und SprachwissenschaftlerInnen verfaßt wurden, befassen sich mit einer Reihe von Schlüsselproblemen der Theorie sozialer Systeme, wobei es allerdings nur wenigen AutorInnen gelingt, die sprachlich-begriffliche Hyperkomplexität der Luhmannschen Theorie zu reduzieren. Allzu oft wird die Leser/in mit extrem verklausulierten Theorieversatzstücken konfrontiert; die Frage, ob sie/er mit Begriffen wie „multiple doppelte Kontingenz“ (Welker, 361) die gleichen Assoziationen verknüpft wie der Autor, kommt diesem offenbar nicht in den Sinn. Trotz dieser Einschränkungen liefert der Sammelband einige wichtige Beiträge zur Kritik der Luhmannschen Theorie sozialer Systeme. Bestechend ist z.B. die Argumentation von Ralf Dziewas, der über eine immanente Widerlegung Luhmannscher Positionen zu der These gelangt, daß der Mensch als (singuläre) Einheit von Organismus und Psyche eine unabdingbare Voraussetzung für die Bildung sozialer Systeme darstellt, da diese nur funktionieren, wenn die Kommunikation „einzelnen Individuen zuzurechnen“ (131) ist. Bernd Oberdorfer fragt, ob alle Kommunikation, die sich über den basalen Mechanismus der doppelten Kontingenz stabilisiert, per Definition Bestandteil von Gesellschaft ist, oder ob erst in einem weiteren Selektionsschritt die Kommunikation ausgelesen werden muß, die sich den funktionalen Teilsystemen zurechnen läßt. Damit bliebe jedoch zumindest theoretisch die Möglichkeit, daß „Interaktionssysteme ... sich auf der Ebene der Interaktion bewährt haben und dennoch von der Gesellschaft nicht seligiert werden“ (319). Das Prinzip des Selbsterhalts von Systemen (Emergenz-Modell) und das Prinzip der funktionalen Differenzierung stehen, wie Oberdorfer eindrücklich belegt, bei Luhmann unverknüpft nebeneinander. Neben anderen AutorInnen, deren Beiträge hier nicht gewürdigt werden können, ist vor allem die von Georg Kneer behandelte Thematik einer Verknüpfung von Systemrationalität (Luhmann) und gesellschaftlicher Rationalität (Habermas) von Interesse; denn die Frage nach der Vernunft systemisch verfaßter Gesellschaften bildet angesichts gespenstisch-inhumaner Autopoiesis-Szenarien ein zentrales Thema der Diskussion um die Systemtheorie, das z.B. auch das Buch von Michael Blecher prägt (s.u.). „Gesellschaftliche Rationalität“, so Kneer, „würde erfordern ..., daß die Gesellschaft die Rückwirkungen ihrer Eingriffe in die Umwelt auf sich selbst reflektiert und daß diese Erkenntnisse für die weiteren Selektionsentscheidungen genutzt werden“ (106f.). So plausibel dieses Denkmodell unter normativ-politischen Aspekten sein mag, so deutlich sind jedoch auch seine so-

ziologischen Schwächen: Zum einen bleibt die Hoffnung auf eine gesellschaftsweit gültige Rationalität angesichts des – von Kneer ausdrücklich betonten – Faktums operativ geschlossener Teilsysteme ausgesprochen vage; zum anderen zwingt die Idee einer intentionalen Kontrolle der Folgen systemischen Verhaltens zu einem technokratischen Denken, das der Praxis einer polykontexturalen Gesellschaft keinesfalls gerecht wird, weil es die Möglichkeit nicht-intendierter Folgen gutgemeinter/vernünftiger Gesellschaftssteuerung unterbewertet. Daß ein „Zusammenspiel und eine wechselseitige Beeinflussung der einzelnen Teilsystemrationalitäten“ (107) zu einer Verringerung und nicht zu einer Zunahme der Umweltzerstörung führt, bleibt eine nicht explizierte, zudem unbewiesene Prämisse aller systemtheoretischen Steuerungsmodelle – eine politisch-normative Hoffnung, die der Rezensent als politischer Mensch natürlich teilt, der er als Soziologe hingegen skeptisch gegenübersteht.

Trotz dieser wichtigen Beiträge zur Kritik der Theorie sozialer Systeme hinterläßt der Sammelband einen zwiespältigen Eindruck, da er neben der immanenten Kritik und einer Vielzahl programmatischer Forderungen etwa bezüglich der Berücksichtigung normativer Funktionssysteme die – im Vorwort geweckte – Erwartung einer Annäherung an die soziale Wirklichkeit enttäuscht. Unstrittig ist Kritik intellektuell stimulierend, aber im Falle der Luhmannschen Systemtheorie führt die Kritik stets nach ‚innen‘, d.h. in das Sprachspiel der Systemtheorie; Anregungen nach ‚außen‘, also in Bereiche der Soziologie, die Theorien als Werkzeuge der Forschung und nicht als Selbstzweck begreifen, vermittelt die Systemtheorie offenbar nur sehr wenige. Sie entwickelt keine Fragestellungen und produziert keine empirischen Rätsel; in – freier – Anlehnung an Thomas S. Kuhn könnte man sie daher als den institutionalisierten Paradigmawechsel bezeichnen, der den Weg zur ‚normal science‘ nicht findet.

Dieser Eindruck eines fehlenden Wirklichkeitskontakts wird durch die Bücher von Michael Blecher und Matthias von Saldern bestätigt, die durch Titel und Einleitung dem Leser zunächst suggerieren, hier ginge es um die exemplarische Anwendung der Systemtheorie auf empirische Gegenstandsbereiche. Der Erziehungswissenschaftler von Saldern hat ein ausgesprochen konfuse Buch produziert, das ohne ein klares Programm und ohne erkennbare Fragestellung die verfügbare Literatur aus einer Unzahl von Fachgebieten (Erziehungswissenschaft, Systemtheorie, Kybernetik, Thermodynamik, Bürokratiethorie u.a.m.) referiert, dabei aber weder Bezüge zwischen den unterschiedlichen Theoriesträngen noch Bezüge zum Gegenstand Schule herstellt. Der Abschnitt über die Erziehungswissenschaft (229ff.) beginnt wiederum von vorne (nämlich mit der Definition von Systemen), verwendet inkonsistente Systemkonzepte (Schule als soziales System, Schulklasse als soziales System) und endet vollkommen traditionell mit dem Verweis auf die „Fähigkeit der Person“ (265) als Voraussetzung für Innovationen in Systemen. Der Text (und insbesondere die Fazit-Abschnitte) besteht zu großen Teilen aus Zitaten (siehe etwa 44) und enthält zudem etliche sachliche Fehler: beispielsweise behauptet er, daß bei „Luhmann II“ (nach der autopoietischen Wende von 1984) „Handlungen“ die „Elemente des Systems“ seien (211 u.a.m.). Sein Hauptmanko besteht jedoch darin, daß er das Reden über Systemtheorie für sozialwissenschaftliche Forschung hält. Von Saldern ist in eine ‚Falle‘ gelaufen, in der so manche systemtheoretisch inspirierte Forschung endet, nämlich Begriffsscholastik ohne Erklärungsinteresse zu betreiben. Ausnahmen von der Regel wie etwa Helmut Willke bestätigen, daß dies nicht notwendigerweise der Fall sein muß; aber offenbar scheint die Systemtheorie eine besondere Form der Anfälligkeit für diesen Denkstil zu produzieren.

Auch Michael Blechers Suche nach einer „Ethik der Selbstreferenz“ muß als

ein ausgesprochen problematisches Produkt angesehen werden – zumindest wenn man als Beurteilungskriterium akzeptiert, daß der Rezensent maximal 50% des Textes, in einigen Passagen sogar erheblich weniger verstanden hat. Von Sätzen wie den folgenden wimmelt es nur so: „Die Einheit des Systems ist der Punkt P und die Rekursivität kontingenter Differenzbestimmungen oder Paradoxie weil Entparadoxierung und umgekehrt“ (114). Der dicke Waldbär aus *Janoschs* Traumstunde hätte zweifellos hinzugefügt: oder umgekehrt von umgekehrt. Beschränkt man sich auf die Passagen, die einer intersubjektiven Lesbarkeit zugänglich sind, so ergibt sich jedoch ein etwas positiveres Bild. Zumindest wird deutlich, daß der Autor eine interessante Fragestellung verfolgt und eine originelle (wenngleich schwer kommunizierbare) Konzeption hat. *Blecher* geht es darum, die auf seinen Mentor *Gunther Teubner* zurückzuführende Frage nach den Möglichkeiten einer „Konditionierung/Limitation der systemischen Selbstreferenz“ im Interesse einer „Rücksichtnahme auf Umwelten“ (65) zu beantworten, ohne die Grundpositionen der *Luhmannschen* Systemtheorie zu verlassen. Ähnlich wie *Kneer* (s.o.) interessiert ihn das Problem, „wie der blinden Selbstreferenz eine Richtung gegeben werden und wie das System dies durch Messung an den Grundsätzen der eigenen selbstreferentiellen Logik bewerkstelligen kann“ (65). Ethik weil Logik und Logik weil Ethik der Selbstreferenz – mit diesen vom Autor häufig benutzten Formeln könnte man *Blechers* Programm zusammenfassen (72). *Blecher* zentriert die Suche nach möglichen Ansatzpunkten für eine Umweltsensibilität also radikal auf den operativen Kern des Systems und nicht – wie dies in anderen Modellen der Fall ist – auf die System-Umwelt-Beziehungen. Damit ergeben sich jedoch eine Reihe von Problemen. Denn einerseits tun Systeme, was sie (in operativer Eigenverantwortung) tun, d.h. sie optimieren sich selbst und bemerken ihre Unangepaßtheit gegenüber der Umwelt allenfalls durch ihren Tod. Auf der Ebene der Autopoiesis gibt es – zumindest im *Luhmannschen* Denkmodell, das *Blecher* sich hier zu eigen macht – keine Korrekturmöglichkeiten. Soziale Systeme verhalten sich gemäß der Logik der Selbstreferenz „zwangsläufig rücksichtslos zueinander“ (62). Andererseits identifiziert *Blecher* jedoch dysfunktionale Konsequenzen dieses autopoietischen Mechanismus (166) und ruft zur „Vorsorge“ (62) gegen die selbst- und fremdzerstörerischen Tendenzen systemischen Verhaltens auf. Damit werden nun aber systematisch wirksame (und strategisch nutzbare) Wechselbeziehungen von System und Umwelt unterstellt. Dennoch beharrt *Blecher* darauf, daß sich die Ethik der Selbstreferenz quasi als Beiprodukt der Logik der Selbstreferenz ergebe (72, 173 u.a.m.). Dabei bleibt allerdings unklar, unter welchen Bedingungen die von *Blecher* geforderte „Selbstlosigkeit“ von Systemen im Sinne einer „(intentionalen) Bereitschaft zur Daueränderung“ mit der „selbstreferentiellen Logik“ (73) zu vereinbaren ist. Denkbar wäre z.B. auch die Variante, daß eine selbstlose Berücksichtigung von Anforderungen aus der Umwelt zum Kollabieren des Systems führt (weil es dann die Regeln seiner Autopoiesis verletzt).

Die Art und Weise, wie *Blecher* die Suche nach einer Ethik der Selbstreferenz durchführt, läßt allerdings Zweifel daran aufkommen, ob diese Form der Systemtheorie ein geeignetes Instrument zur Bewältigung des Steuerungsproblems darstellt. Denn im Mittelpunkt des Kapitels, welches das theoretische Instrumentarium entfaltet, steht jenes Zauberwort namens Punkt P – die Kontingenzdimension, über die Systeme „ihre paradoxe Konstitution“ (153) begreifen und so Vernunft entwickeln können. In diesem Punkt P – mit dem sich *Blecher* von *Luhmann* abgrenzt (203) – „fallen Logik und Ethik der Selbstreferenz ... zusammen“ (156). Hier ist das System bei sich, hier kann es sich selbst sehen/begreifen, aber auch Kontakte zu anderen Systemen herstellen und vor allem das eigene Verhal-

ten in neue Richtungen steuern (185). Es scheint, als ob *Blecher* mit diesem Konzept – wengleich sehr umständlich – an die Unterscheidung von Code und Programm bzw. von Organisation und Struktur (bei *Maturana*) anknüpft. Bei *Maturana* entstehen Strukturen allerdings nicht aus der Logik des autopoietischen Operierens, sondern aus den Anpassungserfordernissen, den strategischen Zielen der Beteiligten etc., sprich: den System-Umwelt-Beziehungen. Die Rücksichtnahme auf die Umwelt (aber auch die strategische Vereinnahmung von Umwelt) wäre dann ein selbstverständlicher Aspekt systemischen Verhaltens, das nicht nur durch seine interne Logik, sondern auch durch die Wechselwirkungen mit seiner Umwelt geprägt wird. Um diese komplexen Phänomene zu erforschen und theoretisch zu verarbeiten, bedarf es nach Ansicht des Rezensenten allerdings mehr als nur begrifflich-kategorialer Fingerübungen; eine Annäherung an die empirische Wirklichkeit im Sinne eines Tests der Tauglichkeit der Theorie findet bei *Blecher* jedoch ebenso wenig wie bei den bislang besprochenen Autoren statt.

Im Gegensatz zur *Luhmannschen* Theorie sozialer Systeme vertritt das Programm des ‚Radikalen Konstruktivismus‘ eine dezidiert empirische Konzeption. Es verzichtet auf einen gesellschaftstheoretischen Überbau und konzentriert sich – disziplinenübergreifend – auf die Frage nach der spontanen Entstehung von Systemen (in Natur und Gesellschaft) sowie deren Überlebensfähigkeit in den jeweiligen Umwelten. Hinzu treten starke Interessen an den erkenntnistheoretischen Implikationen einer konstruktivistischen Weltansicht. In der 1992er Ausgabe des DELFIN, der mittlerweile als Jahrbuch erscheint, wird dieser Ansatz von einer bunten Schar von WissenschaftlerInnen, aber auch KünstlerInnen, Architekten und Schriftstellern präsentiert. Programmatisch beschreibt *Ernst von Glasersfeld* die Grundannahme des Radikalen Konstruktivismus, der zufolge die Funktion einer kognitiven Konstruktion nicht in der wahren Abbildung von Wirklichkeit, sondern in der Steigerung der Überlebensfähigkeit dieses Konstrukts bestehe. Es geht also nicht um die Wahrheit des Wissens, sondern um die Viabilität von Problemlösungen (27-31). Der Erfolg bzw. die Nützlichkeit werden damit zum zentralen Kriterium der Beurteilung der jeweiligen Konstrukte, wobei das wissenschaftliche Wissen keinerlei Sonderstellung für sich beanspruchen kann (*Lutz Kramaschki*, 232f., 249). Diese Konzeption steht in deutlichem Kontrast zu der Beobachtungstheorie *Luhmanns*, da sie keinerlei Wertungen zwischen unterschiedlichen Konstruktionen zuläßt; vielmehr nimmt sie die Differenz zwischen den Interpretationen des Beobachters und denen der beobachteten Subjekte zum Anlaß für die Frage, wie es den handelnden Personen trotz ‚fehlerhafter‘ Wirklichkeitskonstruktion gelingt, erfolgreich zu handeln (*Vera Nünning*, 93-95). Das normative Defizit des Radikalen Konstruktivismus, das sich aus dieser Konzentration auf das „Nutzen- und Effektivitätskalkül“ (*Kramaschki*, 252) ergibt, scheint allerdings innerhalb des Ansatzes nicht behebbar zu sein.

Ein Schwerpunkt des Sammelbandes sind theoriegeschichtliche Arbeiten, in denen Parallelen zwischen dem Radikalen Konstruktivismus und *Vico*, *Piaget*, *Kant*, *Marx* sowie unterschiedlichen theologischen Traditionen gezogen werden (*Wolfgang Krohn/Günter Küppers*, *Rainer Paslack*, *Pavel Petr*, *Norbert Ammermann*). Zweifellos ist eine solche Herausarbeitung von Vorläufern und theoretischen Ähnlichkeiten (176, 215) eine wichtige Aufgabe, die identitätsstiftend für die am Projekt des Radikalen Konstruktivismus Beteiligten wirkt; ein darüber hinausgehender Effekt ist hingegen schwer zu erkennen. Auch andere Beiträge des Sammelbandes, die sich auf Anwendungsfälle (z.B. Journalismus, Unternehmensberatung) beziehen, tragen wenig dazu bei, die Leistungsfähigkeit des Radikalen Konstruktivismus unter Beweis zu stellen (die der Rezensent für nicht gering hält) und vorwärtsgerichtete Perspektiven zu entwickeln, die für die sozialwis-

senschaftliche Forschung fruchtbar zu machen sind. Die Ausführungen verbleiben zumeist im Programmatistischen (*Nünning*), verheddern sich in selbstgestrickten Paradoxien (*Dodo zu Knyphausen*) oder enden in Behauptungen wie etwa der einer Instrumentalisierung des selbstreferentiellen, autonomen, eigendynamischen sozialen Systems Journalismus durch das Militär (*Ralf Gödde*). Die dem Radikalen Konstruktivismus inhärente theoriebautechnische Gefahr, daß alles irgendwie System sein kann, wird hier offensichtlich. Dem DELFIN gelingt es somit nicht, einen Kontrapunkt zur *Luhmannschen* Systemtheorie zu setzen; auch hier macht sich das Fehlen einer wechselseitigen Ergänzung, Kontrolle und Stimulierung von Theorie und Empirie negativ bemerkbar.

Das Resümee dieser Rezension unterstellt als Ziel der soziologischen Forschung, daß diese zumindest gelegentlich neue Lösungen und nicht nur stets neue Problemformulierungen produzieren sollte. Aus dieser Perspektive wirkt eine soziologische Konzeption unbefriedigend, die – im Sinne *Luhmanns* – nichts erklären will und auch nichts erklären kann, sondern sich mit der Undurchschaubarkeit der Welt zufriedengibt. Eine Soziologie, für die das Wirkliche derart unaussprechlich ist, daß sie ihre Hauptenergien darauf richtet, besonders wortreiche Formen des Drumherum-Redens zu entwickeln, die keine Hypothesen entwickelt und keine Heuristiken zur Verfügung stellt, ist soziologisch unproduktiv; dies bestätigt sich auch dadurch, daß alle systemtheoretisch inspirierten Versuche, sich der Wirklichkeit anzunähern, notwendigerweise aus der Systemtheorie herausführen.

Es ist unbestreitbar, daß diese Kritik (wie auch sämtliche oben referierten Kritiken) an der *Luhmannschen* Systemtheorie vorbeigehen, da für diese nur solche Kommunikationen anschlussfähig sind, die sich auf deren Prämissen einlassen und das Gedankenexperiment Stück für Stück mitspielen. Zweifellos macht es Spaß, mit Begriffen und deren Kombinationsmöglichkeiten zu experimentieren, wie es etwa beim SCRABBLE-Spiel geschieht. Aber dies darf nicht dazu (ver-)führen, die systematische Ordnung von Begriffen für die Beschreibung und Erklärung sozialer Wirklichkeit zu halten.